

Diskontinuität, Prozesse der Romanisierung. Fallstudien zwischen Iberischer Halbinsel und Vorderem Orient. Ergebnisse der gemeinsamen Treffen der Arbeitsgruppen ›Kontinuität und Diskontinuität: Lokale Traditionen und römische Herrschaft im Wandel‹ und ›Geld eint, Geld trennt‹ (2013–2017). Verlag Marie Leidorf, Rahden 2019. 206 Seiten mit 90 Abbildungen.

Was kann man 2019 noch Neues über Romanisierung schreiben? Fast dreißig Jahre nach Beginn der jüngeren Theoriedebatten über die Binnenentwicklung eines Imperiums, das fast fünfhundert Jahre Bestand hatte – wie kein anderes zuvor oder danach in der dokumentierten Geschichte der Menschheit –, war es zuletzt etwas ruhiger geworden in der Theoriediskussion. Nachdem seit den Neunzigern das Verhältnis zwischen römischen Eroberern und einheimischer Bevölkerung unter dem Blickwinkel von eigenständiger Provinzialkultur, Postkolonialismus, Kreolisierung, Akkulturation, Anpassung und Widerstand, von Integration, der Rolle der Eliten etc. pp. immer wieder untersucht wurde, sind in der letzten Zeit keine Arbeiten mehr erschienen, die der Theoriedebatte neue Anstöße hätten geben können.

Mit den Treffen der Arbeitsgruppe ›Theoretical Roman Archaeology Conference‹ gibt es nach wie vor ein Forum für die weitgespannte Theoriediskussion zum Feld der Romanisierung. Deren Teilnehmer scheinen aber vordergründig vor allem um den Ausbau und die Pflege einer neuen Metasprache bemüht zu sein, was den Eindruck entstehen lässt, dass konkrete Fragen zu den Quellen und dem archäologischen Material in den Hintergrund treten. Jüngere Theoriebeiträge drehen sich daher zuletzt eher um Begriffe und Benennungen, nicht mehr um Inhalte und deren Bewertungen, so etwa um die immer wieder aufgeworfene Frage, ob man den alten Mommsenschen Begriff überhaupt noch verwenden dürfe und nicht modische und aktuelle Begriffe wie ›Globalisierung‹ einsetzen müsse (M. P. Versluys, Arch. Dialogues 21, 2014, H. 1, 1–20). Neue Einsichten in grundlegende Deutungsmuster, die helfen könnten, das faszinierende Phänomen stabiler imperialer Herrschaft in einem Gesamtzugriff theoretisch und dennoch klar nachvollziehbar zu erfassen, waren in den letzten Jahren nicht zu verzeichnen. Entsprechend skeptisch nimmt man neue Sammelbände zu diesem Thema zur Hand.

Umso erfreulicher war die gewinnbringende Lektüre des vorliegenden Bandes, der aus einem Forschungsprojekt des Deutschen Archäologischen Instituts und den mit diesem verbundenen Arbeitstreffen hervorgegangen ist, dem Forschungscluster 6 ›Connecting Cultures.

Formen, Wege und Räume interkultureller Interaktion«. Das Vorwort der Sprecher dieses Forschungsclusters im zu besprechenden Band enthält ausführliche Angaben über Zielsetzung und Ausrichtung des Projekts.

Der rundweg positive Eindruck von Konzept und Einzelbeiträgen des Bandes geht weitgehend auf zwei Aspekte zurück: Zum einen auf die intensive Rezeption eines vielversprechenden theoretischen Zugriffs aus der im Theoriediskurs oft vernachlässigten französischen Schule, nämlich eines grundlegenden Beitrags des französischen Althistorikers Hervé Inglebert. Zum anderen auf die dominierende numismatische Perspektive, unter welcher hier Romanisierung konkret dargestellt wird und die durchaus geeignet ist, neue Zugänge zu erschließen.

Inglebert hat in seinem wenig zitierten Aufsatz von 2005 das Rad natürlich nicht neu erfunden (*Les processus de Romanisation*. In: ders. [Hrsg.], *Histoire de la civilisation romaine* [Paris 2005]). Seine Leistung liegt aber in der Zusammenführung loser Stränge zu einem theoretischen Gesamtbild des römischen Imperiums, das kulturelle und juristische wie auch materielle Kriterien vereint. Ingleberts Zugang, verschiedene Stufen oder Phasen von Romanisierung als prozessuale Entwicklungen von »l'impact« (Einfluss), über »diffusion« (Durchdringung) bis zu »imitation« (Aneignung) zu beschreiben, erwies sich für die Aufsätze des Bandes als sehr fruchtbar. Ingleberts Ansatz erkennt als Voraussetzung für Prozesse der Romanisierung »l'impact de l'imperium Romanum«, die Etablierung und Durchsetzung der römischen Herrschaft auf militärischer Basis. Dieser »impact« lieferte die Grundlage zur »diffusion« (Ausbreitung) römischer Kulturelemente, Produkte, Technik und Lebensform im Reich. Diese waren eng mit dem römischen Militär als Kulturträger sowie mit einer die Herrschaft begleitenden Urbanisierung verbunden. Wurden dann diese neuen Lebensformen von Einheimischen nachgeahmt und bewusst in Kenntnis ihres römischen Ursprungs übernommen (»imitation«), war eine weitere Stufe der Romanisierung erreicht, die eine im engeren Sinne römische Identität der sich dem Imperium zugehörig fühlenden Reichsbewohner mit sich brachte. Was dabei jeweils als römisch galt, konnte zu verschiedenen Zeiten durchaus unterschiedlich sein. Dabei sind die drei Kernelemente der Romanisierung nach Inglebert nicht als Stufenmodell zu verstehen, sondern eher einem Netz vergleichbar, das sich weiter oder weniger weit ausbreiten kann. Der Vorteil dieses Ansatzes, so wird gerade auch aus dem erklärenden Einleitungskapitel von Andreas Gutsfeld deutlich, liegt in seiner geschmeidigen Anwendungsmöglichkeit, da weitgehend alle

Phänomene reichsweit und zu allen Zeiten erfasst werden können.

Beeindruckend ist bei der inhaltlichen Gestaltung des Bandes die konzeptuelle Geschlossenheit, da wirklich alle Beiträge ihr Material mit den zu Beginn präsentierten Thesen Ingleberts abgleichen und an ihnen überprüfen. Eine derartige Disziplin ist ungewöhnlich für Sammelbände und zeugt entweder von einer sehr engen Zusammenarbeit innerhalb der Arbeitsgruppen oder einer bewundernswerten Autorität der Herausgeber.

Den Autoren gelingt es, die Vielfalt lokaler und regionaler Besonderheiten im Imperium Romanum und den unterschiedlichen Grad der Durchdringung der Provinzen geradezu vorbildlich anhand von Fallstudien aus dem griechischen Osten des Reiches, besonders aus Kleinasien, aus Palästina und Judäa sowie von der iberischen Halbinsel zu beschreiben. Dabei haben vier Beiträge einen explizit numismatischen Schwerpunkt und zeigen exemplarisch die Leistungsfähigkeit dieser Disziplin bei der Lieferung stimmiger Erklärungsansätze auf. David Wigg-Wolf stellt die allgemeine Bedeutung lokaler (Bronze-)Prägung für griechische Poleis dar, die ohne römische Restriktionen erfolgen konnte, Imitationen wurden toleriert. Die Haltung der Zentrale war überwiegend von Flexibilität und Liberalität im Kleinen geprägt, während Gold- und Silberemissionen stärkeren Restriktionen unterlagen. Katharina Martin zeigt in ihrem Beitrag die Bedeutung lokaler Münzprägung in Kleinasien für die bildliche Darstellung des Treueverhältnisses zu Rom. Verso-Darstellungen von Handschlagszenen (figürlich oder nur durch ein Händepaar symbolisiert) unterstreichen die Concordia zwischen den Städten und Rom unter Verwendung griechischer Tradition. George Watson kann in seinem Aufsatz zeigen, dass das Römische Reich sogar einen Rahmen bot, in welchem ursprünglich um die Gunst Roms konkurrierende kleinasiatische Städte bei der lokalen Produktion von Homonomia-Münzen, dem Motiv entsprechend, eng zusammenarbeiteten und Prägestempel gemeinsam nutzten. Diese Kooperation wird von Watson überzeugend als Zeichen gemeinsamer Zugehörigkeit zu einer größeren Gemeinschaft im Sinne einer Reichsidee verstanden, womit in diesem Fall sogar das Niveau der Romanisierung erreicht war, das laut Inglebert die bewusste Teilhabe am Imperium beschreibt (Aneignung, »imitation«).

Umgekehrt zeigen die Emissionen des Klientelkönigs Herodes in Judäa, dass die Münzprägung keinerlei Anbindung an Rom erkennen lässt und er sich als jüdischer König vor seinem einheimischen Publikum inszeniert, während zugleich archäologische Befunde zeigen, dass römische Luxusgüter und Architektur sehr wohl von Herodes geschätzt

wurden, jedoch ohne eine inhaltliche Anbindung. Achim Lichtenberger erfasst hier mit einer numismatischen Studie, was Katja Soennecken und Dieter Vierweger anhand historischer Befunde herausarbeiten: Judäa blieb ein Sonderfall im Imperium. Hier waren die religiösen Eigenheiten so bedeutend und prägend, dass über die Stufe des ›impact‹, der Ausübung der Herrschaft hinaus kaum Elemente weitergehender Romanisierung erkennbar sind.

Unter den allesamt gelungenen Beiträgen möchte ich noch den Aufsatz von Philipp Kobusch zum Vergleich der Nekropolen von Córdoba und Carmona erwähnen, der anschaulich die unterschiedlichen Repräsentationsstrategien lokaler Eliten in der gleichen Region unter die Lupe nimmt. In Córdoba konkurrierte die Elite offenbar ähnlich wie in Rom mit Grabinschriften, die Rang und Leistung dokumentieren, sowie mit deutlich sichtbaren aufwendigen Grabbauten. Im weniger als einhundert Kilometer entfernten Carmona hat die lokale Elite eine andere Form der Repräsentation durch Grabmonumente gewählt. Hier sind die Grabbauten unterirdisch und stärker der lokalen iberischen Tradition verhaftet. Die Rangunterschiede und Zugehörigkeiten werden hier nicht offensiv nach außen zur Schau gestellt, sondern im Inneren der Grabbauten verhandelt. Von außen eher schlicht, entfalten die Bauwerke ihre durchaus römischen Mustern folgende Pracht im Inneren. Diese ist aber nur einem ausgewählten Publikum zugänglich. Die lokale Elite laviert also bisweilen (wie das Nicola Terrenato schon vor dreißig Jahren für die Romanisierung Italiens beschrieben hat) im Sinne von »elite negotiation« zwischen »einer römischen Reichsidentität, die eng mit ihrer Teilhabe an der römischen Reichsverwaltung verbunden war, und einer lokalen Identität« (S. 43). In Córdoba scheint die Elite Teil einer etwas offeneren, konkurrenzbetonten Gesellschaft gewesen zu sein.

Die Aufsätze und die einrahmenden Einleitungs- und Schlusskapitel der Herausgeber sind darüber hinaus redaktionell und sprachlich auf einem für Theoriedebatten einbeziehende Arbeiten ungewöhnlichen Niveau: Sprachliche Klarheit, eindeutige Kategorien, flüssige Deduktion und Argumentation bei völligem Verzicht auf Jargon zeichnen die Aufsätze aus und machen die Lektüre zu einem angenehmen und gewinnbringenden Erlebnis.

Insgesamt gesehen verweist der Band auf die Vielfalt der Lebensformen und Adaptionengrade im Römischen Reich, die zwischen Annahme, Integration und Widerstand (im Falle Judäas) oszillierte. Genau damit und mit der Nutzbarmachung des Konzepts von Inglebert gelingt ein faszinierender Einblick in sehr unterschiedliche Gebiete

des Reichs. Methodisch erinnert das Vorgehen der Herausgeber an die Vergabestrategie medizinischer Promotionsarbeiten. Doktoranden werden gewöhnlich angehalten, mit unterschiedlichen Versuchsreihen berühmte klinische Studien zu überprüfen und damit zu verifizieren oder gegebenenfalls zu falsifizieren. Ingleberts offenes Netzwerkkonzept von Romanisierung zwischen ›impact‹ und ›imitation‹ hat den Test bestanden. Obwohl die Herausgeber bescheiden in der Zusammenfassung der Ergebnisse darauf verweisen, dass sie mit den Fallbeispielen nur Ausschnitte der Romanisierung erfassen, die zudem zeitlich, geographisch oder gattungsspezifisch beschränkt seien (S. 198), gelingt ihnen gerade durch ihren spezifischen Zugriff ein Blick auf das Große Ganze, das in der Zusammenschau der Einzelstudien aufscheint: Erfolgreiche Imperien erlauben und ermöglichen Vielfalt. Sie bieten einerseits Ordnungsstrukturen und verbindliche Rahmenbedingungen (etwa: Durchsetzung eines einheitlichen Münzsystems), verfolgen auf den unteren Ebenen aber eine Politik des Laissez-faire (etwa: lokale Bronzeprägungen, Imitationen). Gefordert wird Treue, und Widerstand wird sanktioniert; der Grad der Teilhabe bleibt jedoch verhandelbar und folgt keinem Zwang.

●xford

Alexander Rubel